

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt

**Samstags-Beilage zur Ostdeutschen Presse**  
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald in Bromberg

## Glockenklang.

Der Heimat denk ich, der Jugendzeit,  
Als die Glocken klangen in Freud und Leid!  
In manche Stunde, so froh, so bang,  
Wie schallte mächtig hinein ihr Klang!

Ueber der Großstadt steinernem Meer  
Ist die Luft so stumm, ist die Luft so leer.  
Unten Drängen, Lärmen und Toben,  
Und keine Stimme ruft von oben.

Johannes Trojan.

## Wiedererstandenen.

Roman von M. E. Braddon.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

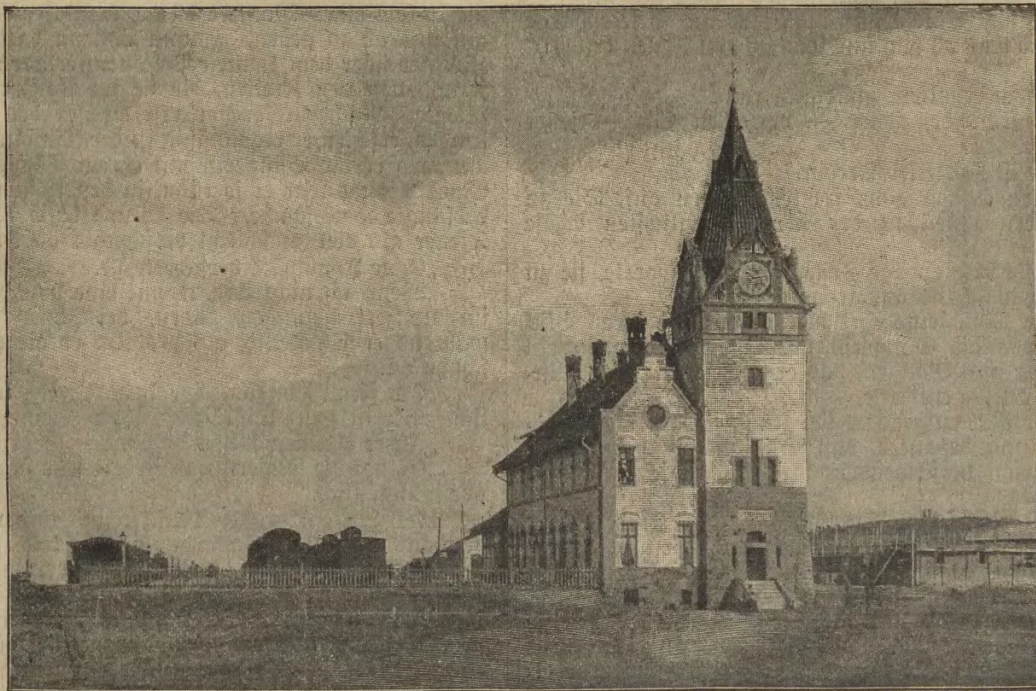
6.

Während Doktor Nolling, von seinem Liebestraum beglückt, seinen Berufspflichten lebte, folgte Gottfried Trebor seiner Sirene von Ort zu Ort. Von Anfang bis Ende des prächtigen Aprils, der ganz Sonnenschein und blauer Himmel war, befand er sich in Gilsford, dessen Bewohner seine Zauberin mit ihrem Gesang entzückt hatte. Ihr erstes Konzert im Städtchen war von einem beispiellosen Erfolg begleitet gewesen, und für das zweite, das für die nächste Woche angelegt war, hatten die Gutsbesitzer der Umgebung sich alle vornehmen lassen. Auf allen seinen Wanderungen hatte Trebor noch nie ein Wort mit seiner Angebeteten gesprochen; aber geschrieben hatte er ihr oft, ohne auf seine glühenden Episteln, in welchen er ihr sein Herz und seine Hand und sein großes Vermögen anbot, von ihr einer Erwiderung gewürdigt zu werden. Daß sie ihn erkannt hatte, wußte er. Wie dicht gedrängt die Menge im Saal auch war, bemerkte sie seine Anwesenheit doch stets. Bei ihrem Eintreten glitt ein Blick aus ihren tiefen, grauen Augen über die Versamm-

lung und ruhte einen flüchtigen Moment voll Himmelseligkeit auf ihm. Das reizende, unbewegliche Gesicht, von ergreifender Schwermut überschattet, schien aufzuleuchten, wenn sie ihn erkannt hatte, als ob selbst ihr, der Unnahbaren, eine so beharrliche Verehrung eine gewisse Genugthuung gewährte.

„Sie läßt meine Briefe unbeantwortet und thut nichts, um mich zu ermutigen,“ sagte er sich, „aber es ist ihr nicht unangenehm, zu wissen, daß es einen ehrlichen Narren giebt, dem ihre Gleichgiltigkeit das Herz bricht.“

So unnahbar der Stern auch war, zu dem er mit solcher Bewunderung aufblickte, gelang es Trebor doch, mit einem der Trabanten des Planetensystems, zu dem seine Guldin gehörte, Bekanntschaft anzuknüpfen. Die Einladung zu einer Flasche Wein gewann ihm die Freundschaft eines jugendlichen Pianisten, dessen Aufgabe es war, die Sängerin zu begleiten. Von diesem Jüngling mit langem, wallendem Haar, der sich für einen verkannten Rubinstein hielt, erfuhr Trebor alles, was über sie zu erfahren war, im ganzen wenig mehr, als was ihm schon früher



Das Bahnhofsgebäude in Tsingtau (Kiautschau).



von anderer Seite mitgeteilt worden. Sie lebte sehr zurückgezogen, empfing keine Besuche und beschränkte sogar ihren Verkehr mit den Kollegen auf das unumgänglich Notwendigste. In dem kleinen, stillen Städtchen Gilsford hoffte Trevor die günstige Gelegenheit zu einer Unterredung mit Hanna Lyndon zu finden. Buller, der Pianist, hatte ihm am Morgen erzählt, die Sängerin sei gestern den ganzen Nachmittag mit ihrem Töchterchen im Schützengarten spazieren gegangen.

Was war natürlicher, als daß Trevor sich an diesem Nachmittag gleichfalls nach dem Schützengarten begab? Er hatte schon länger als eine Stunde die Gartenanlagen und das nahe Wäldchen nach allen Richtungen abgeschritten und sich endlich todmüde auf einer Bank niedergelassen und war nach und nach in einen behaglichen Zustand zwischen Wachen und Träumen versunken, als er die Stimme seiner Angebeteten zu hören glaubte. Er fuhr hastig empor und sah eine schlank Gestalt näher kommen, eine Dame von so vollendeter Schönheit wie die Helena eines griechischen Bildhauers, mit braunem Haar und dunkelgrauen Augen. Sie trug ein einfaches schwarzseidenes Kleid, darüber einen grauen Mantel von weichem Stoff und einen schwarzen Spitzenhut mit Veilchen.

Die Sängerin plauderte mit einem kleinen, reizenden Mädchen, das hier und da niederkniete, um Veilchen und Schlüsselblumen zu pflücken.

„Nicht um die Welt möchte ich eine solche Gelegenheit verlieren,“ dachte Trevor — „selbst auf die Gefahr hin, von ihr für den zudringlichsten Burschen gehalten zu werden.“ Ich will und muß sie sprechen.“

Den Hut abnehmend, ging er ihr entgegen. Sie versuchte, ihm auszuweichen. Ihre prächtigen Augen streiften ihn mit stolzer Nichtachtung.

„Verzeihen Sie meine Kühnheit, gnädige Frau,“ begann er, „aber die Verzweiflung kennt kein Bedenken, keine Ueberlegung. Ich habe vergebens jedes andere Mittel versucht, mich Ihnen vorstellen zu dürfen.“

„Sie haben sich in einer Art bei mir eingeführt, die Ihnen kaum zur Empfehlung dienen kann. Gestatten Sie mir, meinen Spaziergang fortzusetzen! Komm', Lydia!“

„Wie können Sie so grausam sein?“ fragte er bestürzt. „Weshalb weisen Sie mich mit solcher Energie zurück? Wenn meine heutige Art, mich Ihnen zu nähern, Ihnen ungeziemend scheint, bedenken Sie gütigst, daß mir kein anderer Weg offen steht. Habe ich mir nicht das Recht, Sie anzureden, durch die Beharrlichkeit meiner Verehrung, die unwandelbare Ergebenheit erworben, mit der ich Ihnen von Ort zu Ort folgte und geduldig auf eine Stunde wie diese wartete?“

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen dafür Dank schulde,“ erwiderte die Sängerin kühl; „ich kann Ihnen nur sagen, daß ich Ihnen sehr verbunden sein würde, wenn Sie darauf verzichteten, sich in solcher Weise um mich zu bemühen, um so mehr, als all Ihr Werben vollkommen aussichtslos, vollkommen vergeblich ist.“

„Sie lassen mir gar keine Hoffnung? Meine Briefe haben Ihnen gesagt, wer und was ich bin, und was ich von Ihnen erlese.“

„Ihre Briefe?“

„Sie haben sie doch erhalten, gnädige Frau?“

„Sind Sie der Schreiber jener — verzeihen Sie — jener kindischen Briefe?“

„Ja, mein Name ist Gottfried Trevor.“

„Und Sie fordern Ihnen ganz fremde Damen auf, Sie zu heiraten, und beteuern ihnen in der überschwenglichsten Weise Ihre Liebe?“

„Sie sind die erste und einzige Frau, der ich beteuerte, sie zu lieben, und der ich meine Hand angetragen habe.“

Sein aufrichtiger Ton, seine ehrlichen Augen, die ihren Blick fest erwiderten, schienen die Sängerin milder zu stimmen. Ein schwaches Rot überflog ihre Wangen, das erste Zeichen innerer Bewegung, daß Trevor an ihr entdeckte.

„Wenn das wahr ist,“ entgegnete sie, „muß ich auf diese Auszeichnung stolz sein und bedauere, daß Sie eine so warme Zuneigung an eine Person verschwenden, die Ihnen nie mehr sein kann als eine Fremde.“

Trevor warf erst einen schnellen Blick auf das Kind, ehe er die Schleusen seiner Leidenschaft öffnete, die Kleine war aber davongelaufen, um noch mehr Blumen zu pflücken.

„Nie mehr als eine Fremde?“ wiederholte er. „Ist es weise, eine so ehrliche Neigung, eine Liebe, die stärker ist als der Tod, so gering zu achten? Stellen Sie mich auf die Probe, gnädige Frau! Ich verlange nicht, daß Sie mir ohne weiteres vertrauen, nur ermächtigen Sie mich, zu hoffen. In allem Uebrigen unterwerfe ich mich Ihrem Willen. Genügt es Ihnen nicht, daß ich nichts weiter bin als ein reicher Mann, so werde ich mich anstrengen, mir Rang und Würden zu erringen.“

„Und wenn Sie der Reichskanzler wären,“ erwiderte Hanna Lyndon mit trübem Lächeln, „würde das keinen Unterschied machen. Wir können nie mehr als Fremde für einander sein. Die Mond-

sichel dort am Himmel ist Ihnen nicht näher, als ich es Ihnen jemals sein werde, Herr Trevor.“

„Ich beschwöre Sie, lassen Sie das nicht Ihr letztes Wort sein, gnädige Frau!“

Unbedeckten Hauptes stand Trevor im Licht der niedergehenden Sonne. Sein schönes jugendliches Gesicht glühte in leidenschaftlicher Erregung. Die sonst so strahlenden Augen waren leidenschaftlich auf die Frau gerichtet, die ihn so erbarmungslos verschmähte.

„Ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen bereits sagte. Weder darf ich Ihre Freundschaft für die Gegenwart annehmen, noch Ihnen Hoffnung machen, Ihre Liebe in der Zukunft zu erwidern. Erinnern Sie sich des Byronischen Ausspruches: „Die Liebe bedeutet so wenig in dem Leben eines Mannes!“ Sie sind jung, reich, frei von jeder Fessel, und die ganze Welt liegt heiligungsvoll vor Ihnen. Danken Sie Gott, daß er Sie vor vielen so hoch begnadete, Herr Trevor, und verlangen Sie nicht nach dem unerreichten Monde.“

Ein bitteres Lächeln umzuckte den Mund der schönen Sängerin. Sie verneigend, verließ sie Trevor, um ihr Kind aufzusuchen.

Sie fand es spielend in den Wiesenblumen und es zärtlich an sich drückend, verließ sie mit ihm die Gartenanlagen, um ihr bescheidenes Heim in der Vorstadt aufzusuchen.

Als Hanna sich dann ankleidete, um sich nach dem Konzertsaal zu begeben, gedachte sie noch einmal der Szene in den Anlagen und ein Gefühl zog in ihr Herz, was sie sich noch nicht recht erklären konnte, aber sie doch mit einer gewissen Befriedigung erfüllte.

7.

Trotz seiner schmerzlichen Enttäuschung, besuchte Gottfried Trevor am Abend das Konzert in Gilsford. Seine Liebe hatte sich durch die kalte Zurückweisung, mit der die schöne Sängerin ihn fortgeschickt, nicht vermindert.

Schweren Herzens und doch voll banger Erwartung saß er in einer der vorderen Reihen des Saales.

„Ich kanns nicht ändern,“ sagte er sich. „Meine Bestimmung ist, sie zu lieben, und der Mensch ist gezwungen, seiner Bestimmung zu folgen.“

Wie verückt lauschte er ihrem Gesang. Bei einem Blick, den sie über die Zuhörer gleiten ließ, begegneten seine Augen den ihrigen. War es Wirklichkeit, was er bemerkte? Sah sie ihn in der That mit so zärtlich reuevollem Ausdruck an, sie, die vor kaum zwei Stunden kälter gegen ihn gewesen war als der eisige Hauch des Polarmeeres. So lange sie sang, hingen seine Blicke an ihr; nachdem sie verschwunden war, ging auch er. Was waren ihm die Vorträge der übrigen Künstler?

Ein Trost blieb ihm. Er wußte, wo die Angebetete wohnte, und in der Dämmerung des nächsten Abends, der Gilsford wie in die Falten eines Mantels hüllte, wagte er es, unter ihren Fenstern auf und ab zu gehen. Hanna Lyndon hatte in der Vorstadt zwei Zimmer über dem kleinen Posamentierladen einer Witwe gemietet, fernab von den Kreisen, die sie im Konzertsaal vor sich zu sehen pflegte. Nachdem Trevor erst einmal den Weg dort hinaus gefunden, erschien er regelmäßig in der Dämmerstunde vor dem Häuschen, wo er die Sängerin mit ihrem Töchterchen geborgen wußte. Eines Abends war er so kühn, in den kleinen Laden zu treten. Er verlangte Handschuhe. Die Witwe legte ihm solche vor, die sein Diener als viel zu schlecht verschmäht haben würde.

„Echte Sowins,“ versicherte sie.

„Wenn ich nicht irre, wohnt eine von den Damen, die neulich im Konzert gesungen haben, bei Ihnen?“ sagte der Heuchler, während er sich stellte, als probiere er die plumpen Rutscherschuhe an.

„Ja, Frau Lyndon, eine liebe Person und so gut und freundlich. Sie ist ganz unglücklich, ihrer Kleinen wegen.“

„Ihrer Kleinen wegen? Was ist dem Kinde?“

„Es hat die Masern und fiebert sehr stark. Der Doktor kommt zweimal täglich.“

„Ich bin ein großer Musikfreund und von dem Gesang Frau Lyndons entzückt. Es würde mir sehr leid thun, wenn die Künstlerin durch die Krankheit ihres Kindes verhindert wäre, sich an dem nächsten Konzert zu beteiligen. Ich werde mir erlauben, morgen Abend wieder vorzusprechen, um mich nach dem Befinden der Kleinen zu erkundigen, aber bitte, erwähnen Sie meiner nicht gegen Frau Lyndon; ich bin ihr gänzlich unbekannt, und es würde ihr vielleicht unangenehm sein, daß ein Fremder sich um sie kümmert. Bitte, packen Sie mir sechs Paar von diesen Handschuhen ein.“

Trevor zahlte den geforderten Preis, versprach, nächstens Taschentücher und andere nützliche Dinge einzukaufen, und eilte zu dem vornehmsten Obsthändler der Stadt, der eben im Begriff war, seinen Laden zu schließen. Der Händler erhielt den Auftrag, sofort ein Körbchen im Treidhause gezogener Weintrauben, zu vierzehn



Schillingen das Pfund, in die Wohnung der Sängerin Frau Lyndon zu schicken.

Hanna Lyndon sollte am nächsten Abend singen.

„Wenn es dem Kinde schlechter geht,“ dachte er, „wird sie absagen lassen.“ Nachmittags aber hörte er in dem kleinen Laden, es gehe der Kleinen etwas besser, Frau Lyndon beabsichtige zu singen.

„Gestern Abend wurden, gleich nachdem Sie fort waren, Weintrauben für Frau Lyndon abgegeben,“ erzählte die Witwe. „Haben Sie dieses köstliche Obst vielleicht geschickt? Frau Lyndon hat sich so sehr darüber gefreut. Das arme Kind hat einen so fieberheißen Mund, und die Trauben haben es so erquickt.“

„Sie haben doch nichts von mir gesagt?“

„Nicht eine Silbe.“

„Das ist recht. Ich werde noch mehr von den Trauben schicken. Könnte ich vielleicht noch etwas anders für die Kleine besorgen?“

„Ich glaube nicht. Die Mutter läßt es ihr an nichts fehlen, aber die Trauben waren eine Ueberraschung, und Frau Lyndon wußte gar nicht, daß man hier welche bekäme, auch wären sie ihr wohl zu teuer gewesen. Sie scheint nicht in gar zu glänzenden Verhältnissen zu leben.“

„Und nun möchte ich noch ein Duzend Taschentücher mitnehmen.“ — Gottfried Trevor saß im Konzert auf seinem gewohnten Platze. Hanna Lyndon, eine Notenrolle in der Hand, erschien. Wieder glaubte er einen zärtlich mit-leidsvollen Blick aus den Augen der Sängerin auf sich gerichtet zu sehen.

„Ich fürchte, daß ich anfangs, an Sinnestäuschungen zu leiden,“ sagte er sich.

Nach Schluß des Konzertes wartete er vor der Thür, durch welche die Künstler aus und ein gingen, bis Hanna Lyndon herauskam. Sie war nicht allein. Die Tochter ihrer Wirtin begleitete sie. Von beiden unbemerkt, folgte er ihnen.

Mitleid und Liebe machten ihn kühn. Kaum waren sie in einer der wenig belebten Straßen angelangt, als er seine Schritte beschleunigte, bis er die Sängerin eingeholt hatte. „Verzeihung, gnädige Frau,“ bat er. „Ich hörte, daß Ihr Töchterchen krank ist, und möchte gern wissen, ob ich Ihnen in irgend einer Weise dienen könnte.“

„Nein,“ erwiderte sie traurig, „doch danke ich Ihnen herzlich für Ihre gute Absicht.“

„Sind Sie mit Ihrem Arzt zufrieden, oder soll ich nach London telegraphieren, einen anderen hierher zu berufen?“

„Sie sind sehr freundlich, aber ich habe keinen Grund, mit dem Arzte unzufrieden zu sein, der meine Kleine behandelt. Gute Nacht!“

Sie waren jetzt in der Straße angekommen, in der Hanna Lyndon wohnte.

8.

Kaum erwacht, kleidete Trevor sich am nächsten Morgen eiligst an, frühstückte und begab sich in den kleinen Posamentierladen. Hanna Lyndon war am Abend zuvor nicht mehr so schroff gegen ihn gewesen wie bisher. Ihr Kummer hatte sie einander nahe gebracht. Während sie seine Liebe entschieden zurückgewiesen, hatte sie sich seine Teilnahme gefallen lassen und ihm für das Anerbieten, ihr zu helfen, herzlichst gedankt.

„Wie geht es der Kleinen?“ fragte er, in den Laden tretend, die Witwe.

„Nicht so gut wie gestern.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Verbindungsthür zwischen dem Laden und der Treppe, und auf der Schwelle erschien Hanna Lyndons bleiches Gesicht.

„Meiner Lydia geht es schlechter,“ rief sie. „Bitte, Frau Hartung, laufen Sie zum Doktor, so rasch Sie können.“

Sie stieg wieder die Treppe hinauf, und Gottfried zögerte nicht, ihr zu folgen. Vor der offenen Thür des Schlafzimmers blieb er stehen. Das kranke Kind lag stöhnend in den Kissen, die fieberglühenden Augen auf die Mutter gerichtet, die an seinem Bettchen saß.

„Sie hier!“ rief sie, Trevor erblickend.

„Ich möchte Ihnen so gern von Nutzen sein. Wäre es nicht rasam, einen Arzt hierher zu berufen, der gerade in Kinderkrankheiten besonders erfahren ist? Ich habe einen Freund, den ich Ihnen für Ihre Kleine aufs beste empfehlen kann. Wenn ich ihm telegraphiere, trifft er schon mit dem nächsten Zuge ein.“

„Ja, ja, bitte, telegraphieren Sie.“

Trevor stürmte aus dem Hause, sprang in die erste Droschke, die ihm begegnete, befahl dem Kutscher, so schnell wie möglich nach dem Bahnhof zu fahren, und schickte folgendes Telegramm an Doktor Rolling:

„Komme sofort zu einem kranken Kinde. Keine Zeit zu verlieren. Dein schnelles Eintreffen die größte Günst, die Du mir erweisen kannst. Gladstonestraße 15. Gilford. Antwort bezahlt.“

Die Droschke brachte Trevor wieder nach der Gladstonestraße zurück. Frau Hartung sagte ihm, die kleine Lydia schlafe, und die Mutter des Kindes fühle sich etwas beruhigt. Erleichterten Herzens suchte er seinen Gasthof auf.

Ein Kellner überreichte ihm die inzwischen angekommene Antwort auf seine Depesche. Er durfte den Freund mit dem nächsten Zuge erwarten. Nach dem Abendessen wanderte er zum dritten male an diesem Tage nach der Gladstonestraße. Er ließ bei Hanna Lyndon anfragen, ob er sie eine Minute sprechen könne, er wünsche ihr Mitteilungen über den Arzt zu machen, an den er telegraphiert habe.

„Frau Lyndon wird sich freuen, Sie zu sehen,“ berichtete die Wirtin. „Sie möchten die Güte haben, sich zu ihr hinauf zu bemühen.“

„Mein Freund wird heute abend hier sein,“ meldete Trevor. „Er ist einer

der besten Menschen, die es giebt. Er hat mir einst unter den schwierigsten Verhältnissen und mit eigener Gefahr das Leben gerettet. Wäre Julius Rolling nicht bei mir gewesen, so wäre ich jetzt nicht hier, Ihnen das zu erzählen.“

„Julius Rolling!“ wiederholte die Sängerin mit einem Blick des Entsetzens. Ihre Hand umklammerte krankhaft die Rücklehne des Stuhles, von dem sie sich erhoben hatte. „Geißt Ihr Freund Julius Rolling?“

„Ja, wäre es möglich, daß Sie ihn kennen?“

„Nein, Herr Trevor, ich kenne Ihren Freund nicht, aber sein Name ist mit einer schmerzlichen Erinnerung für mich verknüpft.“

„Einer sehr schmerzlichen, wie ich fürchte, sonst würden Sie bei der bloßen Erwähnung seines Namens nicht so heftig erschrocken sein,“ sagte Trevor, von eifersüchtiger Besorgnis durchschauert, ein Geheimnis in der Vergangenheit Johannes berührt zu haben.

„Es war thöricht von mir, mich über eine solche Kleinigkeit so aufzuregen,“ antwortete sie gleichgiltig. „Es giebt der Rollings gewiß sehr viele in der Welt.“

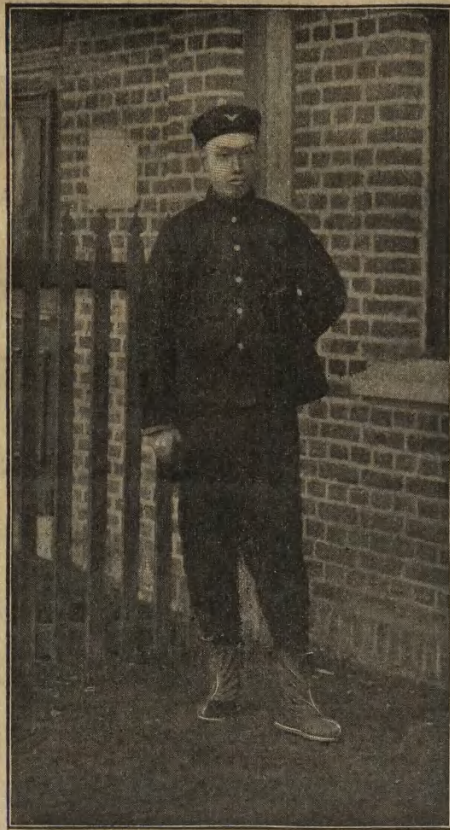
„Das glaube ich kaum. Der Name ist kein so verbreiteter.“

„Ist Ihr Freund Doktor Rolling vom Glück begünstigt?“

„Das kann ich nicht behaupten, aber würde ich auch von der schwersten Krankheit befallen, ich würde mich an keinen der berühmten Ärzte wenden und mit aller Energie verlangen, daß man Doktor Julius Rolling zu mir rufe.“ (Fortsetzung folgt.)



Chinesischer Weichensteller.



Chinesischer Stationsvorsteher.



So war er denn also wirklich im Begriff, die gute Partie zu machen! Na, Mühe genug hatten die guten Freunde und Verwandten sich kosten lassen, ihn von dieser Notwendigkeit zu überzeugen. „Du mußt reich heiraten —“ sprachen sie allesamt mit dem Bruffton der Ueberzeugung — „ein Geschäftsmann kann heutzutage ohne Geld nicht fortkommen.“

Darauf hatte er dann zwar erwidert, daß er selbst den Gegenbeweis für diese Behauptung geliefert, da er von Hause aus nichts befehen und es trotzdem zur Selbstständigkeit gebracht, aber die guten Freunde waren auch jetzt wieder um eine Antwort nicht verlegen gewesen. „Nun ja —“ meinten sie obenhin, „Du hast ja gewissermaßen Glück gehabt, aber Du mußt Dich doch auch fürchterlich plagen. Wenn Du eine reiche Frau hättest, wäre es doch noch eine ganz andere Geschichte.“

Darin hatten sie ja wohl auch recht, nur fiel ihm der Entschluß, sich für Geld zu verkaufen, so überaus schwer. Er, Fritz Wormitt, war nun einmal bei all seiner geschäftlichen Tüchtigkeit im Grunde keine materiell angelegte Natur. All seine Träume vom zukünftigen Liebes- und Eheglück, von einer traulichen Häuslichkeit, in der ein holdes Weib fleißig waltete, indeß er die Mittel erwarb, die Seinen zu unterhalten, meinte er daran geben zu müssen, wenn er dem Freundesrat folgte. Aber schließlich hatte er es doch gethan. Freilich, wäre seine Braut nicht solch ein hübsches und verständiges Mädchen gewesen, dann — hm, dann würde er es doch nicht vermocht haben, seiner Ueberzeugung untreu zu werden. Aber mit seiner Olga konnte er es am Ende schon wagen, den Bund fürs Leben zu schließen, trotzdem sie die Tochter des reichen Rentiers Ackermann war. Eigentlich wunderte er sich noch immer, daß sie ihn erwählt. Sie behaupteten ja alle, daß er nicht übel aussähe und so ein gewisses etwas an sich habe, das den Frauen gefiel, aber immerhin — die Olga konnte eine ganz andere Partie machen. Nun, sie liebte ihn eben, und darin lag doch am Ende die beste Gewähr für seine Zukunft.

Das alles ging ihm durch den Kopf, während er jetzt vor dem Spiegel stand und sich zum Verlobungsdiner anleidete, bei dem er der Familie und den Bekannten des Ackermannschen Hauses vorgestellt werden sollte. Dazwischen kamen ihm zwar auch noch andere Gedanken, er überlegte z. B., wie er sich die Wohnung oberhalb seines Geschäftslokals, in die nun bald seine junge Frau einzuziehen sollte, am besten einzurichten hätte, und ob er für späterhin außer seiner alten Barbe, die ihm bisher die Wirtschafft geführt, noch ein zweites Mädchen würde nehmen müssen usw. Endlich war er mit seiner Toilette fertig. Nachdem er sein Spiegelbild, das ihn in dem neuen Gehrock und der tief ausgeschnittenen Weste recht stattlich dächte, einer letzten befriedigten Mustertung unterworfen, nahm er von einem Seitentischchen den prächtigen, sorgsam in Seidenpapier gehüllten Rosenstrauß, den er seiner Braut mitbringen wollte und machte sich auf den Weg. Bevor er auf die Straße trat, sprach er jedoch noch einen Augenblick in seinem Geschäft vor.

Die jungen Mädchen warfen sich bei seinem Erscheinen viel-sagende Blicke zu, denn natürlich wußten sie sämtlich, was sein feierlicher Aufzug zu bedeuten hatte. Da es ihm genierte, sich so beobachtet zu wissen, ging er rasch von einer zur anderen, nur bei Fräulein Helene, seiner Direktrice, verweilte er länger, da er notwendigerweise noch verschiedenes mit ihr zu besprechen hatte. Sie befand sich gerade allein in dem langen schmalen Raum, in dem sie die Mäntel, welche die Spezialität des Geschäfts waren, zuzuschneiden pflegte, und während er ihr Weisungen gab, bemerkte er wiederholt, daß sie verstohlen nach dem geheimnisvollen, in Seidenpapier gewickelten Etwas in seiner Hand schaute. Unwillkürlich folgte er einmal der Richtung ihres Blickes, und da wurde er gewahr, daß das Papier an einer Stelle zerrissen war und daß hier eine schöne rosa Rose durchlugte. Das machte ihn abermals verlegen. „Wenn ich doch nur erst hier heraus wäre!“ dachte er ärgerlich und endete die Unterredung rascher, als er es sonst wohl gethan haben würde.

In dem Augenblick aber, da er sich entfernen wollte, trat zu seiner Ueberraschung das junge Mädchen rasch auf ihn zu und sagte mit leiser, selbstsam bedeckter Stimme: „Gesatteten Sie mir, daß ich Ihnen meine aufrichtigen Glückwünsche ausspreche, Herr Wormitt.“

Fritz Wormitt war so verblüfft, daß er nichts zu erwidern mußte und seine Direktrice nur mit großen Augen anstarrte. Wie sonderbar sie aussah, das weiche, zarte Gesicht so blaß, und fast, als ob — wahrhaftig, als ob sie geweint hätte. Und gleich, als ob Thränen in ihrer Stimme zitterten, so klang es auch jetzt, als sie zögernd fortfuhr: „es ist vielleicht nicht passend, daß ich davon spreche, da Sie uns noch keine Mitteilung von Ihrer Verlobung

gemacht haben, aber — aber, ich wollte doch gern —“ was sie eigentlich wollte, erfuhr Fritz Wormitt nie, denn mitten in ihrer Rede abbrechend, drehte sie sich kurz um und ihrem Chef — was jedenfalls wenig respektvoll war — den Rücken zu.

Er nahm es im übrigen durchaus nicht übel, im Gegenteil zog er — warum er dies that, wird ebenfalls für alle Zeiten ein Rätsel bleiben — die vordringliche Rose, welche vorhin Helenes Aufmerksamkeit erregt, aus dem Bukett und reichte sie ihr. „Damit Sie heute nachmittag an mich denken, Fräulein Helene,“ sagte er dabei. Dann ging er rasch hinaus.

Sittlicher ärgerte er sich über seine Handlungsweise. Was, in des Teufels Namen, war ihm nur eingefallen, daß er heute an seinem offiziellen Verlobungstage einem anderen Mädchen eine Rose aus dem Strauß schenkte, den er seiner Braut bestimmt? Wenn Helene nun Schlüsse daraus zog, die — „Ach, dazu ist sie viel zu vernünftig,“ tröstete er sich, aber aus dem Sinn vermochte er die Geschichte doch nicht zu bringen, weder jetzt, noch während des Verlobungsdiners.

Und so geschah es denn, daß Herr Fritz Wormitt bei dem Diner an eine andere junge Dame mehr dachte, als an seine Erwählte und was noch schlimmer war, sie mit dieser verglich. Hübsch waren sie beide, wenn auch in anderer Art; Helene besaß eine über mittelgroße schlanke Figur und ein schmales, sanftes, von üppigem Blondhaar umrahmtes Gesicht, Olga dagegen, kleiner, voller und frischer, repräsentierte einen ausgesprochenen Brünettentypus. Mancher würde sie vielleicht schöner gefunden haben, als die blasse Helene, nicht so Fritz Wormitt, der immer für Blondinen geschwärmt — vermutlich, weil er selbst dunkel war. Ebenso sagte ihre stille bescheidene Art ihm im Grunde besser zu, als das etwas Geräuschvolle Wesen seiner Braut, aber immerhin, ein liebes Mädchen war sie auch und vor allem doch — seine zukünftige Frau.

Heute zumal kam sie ihm mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit entgegen, drückte ihm unter dem Tisch beständig die Hand und flüsterte ihm zärtliche Schmeichelworte ins Ohr. Auch die übrigen Glieder der Familie, die Schwiegereltern voran, behandelten ihn höflich, was in diesem Hause, in dem man auf verbindliche Umgangsformen nicht sonderlich viel Gewicht legte, schon etwas bedeutete. So hätte er sich denn recht heimlich fühlen können, wenn — ja, wenn der Onkel Theodor nicht gewesen wäre. Dieser, der Bruder des Hausherrn, ein verküchelter alter Junggeselle, der von seinen Verwandten mehr gesücht als geliebt wurde, würdigte Fritz in einer Weise, die diesem nicht gerade behagte, seiner speziellen Aufmerksamkeit.

„Sie sind doch meiner Treu ein Teufelskerl!“ hatte er ihm nun wohl schon ein Duzend mal unter dröhnendem Gelächter zugerufen und dann hinzugefügt, „ja, ja, junge Leute müssen Mut haben — Mut ist die Hauptsache im Leben.“

Fritz schwebte es auf den Lippen, ihn zu fragen, was er mit dieser Aeußerung eigentlich meinte, aber da er es ohnehin ganz genau wußte, so schweig er lieber. Der joviale alte Herr wollte jedenfalls auf die Kühnheit anspielen, die der wenig bemittelte Kaufmann bewiesen, indem er seine Augen zu dem reichen Fräulein Ackermann erhob — sich dergleichen coram publico sagen zu lassen, gehörte aber zweifellos nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Daseins, es konnte ihm daher auch niemand verdenken, daß er dem „lieben“ Onkel Theodor auswich, wie er nur konnte. Indessen, seinem Schicksal entgeht kein Mensch.

„Sagen Sie mal, junger Freund,“ schrie er dem Beklagenswerten jetzt über dem Tisch zu — „wie fühlen Sie sich denn eigentlich als Bräutigam? 'n bißchen bänglich — was?“

Der Angeredete zuckte kühl die Achseln. „Daß ich nicht wüßte.“ „Er weiß es nicht —“ lachte Onkel Theodor zu seiner Umgebung — „hört Ihr, er weiß es nicht! Aber ich sage es ja immer — junge Leute müssen Mut haben.“ Und dem Gegenstand seines Interesses mit verschmiztem Augenzwinkern zunickeend, fuhr er fort, „wenn man sich so'n Goldbögeln einfangt, muß man's doch auch in ein goldenes Bauer setzen — hm? Wie ist es damit?“ „Meine Wohnung ist groß genug für uns beide,“ entgegnete Fritz ausweichend.

Diese letzten Worte erregten die Aufmerksamkeit seiner zukünftigen Schwiegermutter. „Sie wollen damit doch nicht etwa andeuten, lieber Wormitt, daß Sie nach Ihrer Verheiratung in Ihrer jetzigen Wohnung zu bleiben gedenken — in dem nämlichen Hause, in dem auch Ihr Geschäft ist?“ fragte die Dame, das Wort „Geschäft“ besonders betonend, mit Schärfe.

Er neigte höflich den Kopf. „Allerdings —“ sagte er — „ist das meine Absicht, gnädige Frau.“ Zu einer traulicheren Anrede hatte er es bis jetzt noch nicht zu bringen vermocht.

(Schluß folgt.)





**Ein Ueberfall.** Nach dem Gemälde von Oscar Graf.  
[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]



# Das Pflegekind.

Roman von Elsbeth Meyer-Förster.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Kränze, dicke gewundene Perlenkränze wie draußen auf dem Friedhof, hingen vor den Läden des Boulevard de Clichy, während auf dem breiten Boulevard des Batignolles sich der wahre Sommer an Stelle dieses elenden, künstlichen ausbreitete. Ganze Blumenpyramiden waren zwischen den Baumreihen des Mittelweges aufgebaut, die Luft war förmlich schwer von Narzissen- und Levkoyengeruch, in den sich die atembeklemmende Wolke des Stadtdunstes mischte. Alle Menschen kauften Blumen, badeten sich in dem ihnen die freie Natur vorzaubernden Duft. Aber sie schlichen und krochen hin wie Schnecken, die lebendigen, frohen Pariser, ausgeörrt von der Hitze und dem Dunst ihrer schönen, riesenhaften Stadt, und in den bleichen Gesichtern mit den blassen Miene lag fast dieselbe zur Gefühllosigkeit gewordene Gleichgiltigkeit wie in der Miene Nettchens.

Ruhig ging sie hin — im Gefühl nichts zu versäumen — zu nichts zu spät zu kommen. Als sie den gare du Nord erreicht hatte, in die gewölbte Halle trat, sprang ihr ein Kofferträger entgegen und griff nach dem Bündel, das sie am Arme trug. Sie wies ihn ab, und als sammelte sie nun ihre zerstoßenen Gedanken, blieb sie stehen, und blickte aufmerksam auf die über den Billetschaltern angebrachten Tafeln. „Cologne-Allemagne“ las sie langsam und halblaut. Sie trat an den Schalter heran, zog ihre kleine Geldbörse und entleerte fast den ganzen Inhalt derselben auf das Brett. „Cologne-troisième,“ flüsterte sie. Die Dame hinter dem Schalterfenster reichte ohne aufzublicken ein Billet heraus, und nannte eine Summe in Franks. Nettchen schob alles hin, was sie auf das Brett geschüttet hatte. Jetzt blickte die Dame am Schalter verwundert auf. „C'est trop mademoiselle,“ sagte sie etwas ungeduldig, indem sie fast die Hälfte des Bereichten kurz zurückshob. „Eine Fremde,“ dachte sie, „o die unbehilflichen Deutschen!“ Sie sah der sich Entfernenden nach. Wie unselbstständig, wie blöde sich diese Frauen ausnahmen! Mit unschlüssiger Miene stand Nettchen inmitten der Halle, hilflos auf das Billet in ihren Händen niederblickend. Bis hierher hatte ihre Ueberlegung gereicht, jetzt kam wieder die stumpfe, verworrene Müdigkeit über sie, die Gleichgiltigkeit gegen alle. —

Die Dame am Schalter hatte einen Bahnbeamten aufmerksam gemacht, höflich trat er an Nettchen heran.

Wohin sie wolle?

Sie schlug die Augen zu dem Trager auf. Er sah in ein blaßes, verwirrtes, vom schwarzen Trauerschleier wie von Schatten eingehalmtes Gesicht. „Cologne!“ flüsterte sie ein zweites mal.

Der Beamte nahm ihr das Billet aus der Hand und prüfte es. „Mais ça presse vivement,“ rief er aus. „Venez, madam, s'il vous plait.“

Er führte sie zu dem bereits auf dem Perron stehenden Personenzug. „Eine Kranke,“ dachte er, „und so etwas läßt man allein in der Fremde herumziehen.“ Väterlich half er ihr in das Frauenkuppee, in dem schon eine dicke, alte Bäuerin aus der Normandie mit verschiedenen Marktkörben Platz genommen hatte. „Attention s'il vous plait, madame, c'est une petite malade!“ schrie er der Dicken zu, während der Zug sich langsam vorwärts zu bewegen begann. Dann legte er die Hand an die Mütze, und grüßte militärisch nach dem Kuppee dritter Klasse hin. Es war ihm, als müsse er der dabonfahrenden Fremden, der niemand das Geleit gab, niemand einen Gruß zuwinkte, einen Liebesdienst erweisen.

In Jeumont stieg die Bäuerin aus, die abgesehen von ihrer Taubheit, schon ihrer großen, wollenen Mütze wegen den Zuruf des Beamten gar nicht hätte vernahmen können. Die junge Frau blieb allein im Kuppee, schloß die Fenster, lehnte sich zurück und blickte in die langen Abend Schatten, welche langsam über die Felder nieder sanken. Dann schloß sie ermüdet die Augen und glitt in Schlummer hinüber. Sie schlief lange, tief und fest, von dem Rollen der Räder, dem Schlottern und Buffen und Brummen unter sich ganz betäubt. Es war ein Schlaf, in dem sich wieder ihre zum Leben genesene, nur noch unendlich schwache und zusammengesunkene Natur zum ersten male seit Wochen wieder erhob, sich förmlich streckte und dehnte. Als sie erwachte, hatte sie zwölf Stunden fest und tief geschlummert. Sie richtete sich auf, rieb sich die Augen und blickte sich staunend um. Der müde Druck in ihrem Gehirn war beinahe ganz gewichen. Die Nacht war vorbei, die ersten Morgenstrahlen drangen durch die geschlossenen Vorhänge ins Kuppee. Es mochte drei Uhr morgens sein. Eine wallende, wogende Glut schien draußen vor den Fenstern zu schwimmen, — Nettchen schob die Vorhänge zurück und geblendet sah sie hinaus in den Sonnenaufgang. Alles glühte, lohnte, schien in unendlicher Freude zu glänzen, die reichen, gelben Kornfelder waren von rosa Licht umflossen, in dem Weiher, an dem der Zug vorbeislog, zuckten unzählige, rotgelbe Speere auf. Ein trunkenes

Schwalbengeschieß gurrte unter dem Himmel, die Welt schien von heller, jubelnder Freude erfüllt. „Gerbesthal!“ rief die Stimme des Schaffners, die Rupeethüren wurden aufgerissen, Menschen strömten herbei.

„Hier! — Steig ein! — Leb wohl! — Grüße Alle!“ schwirrte es an Nettchens Ohr, sie fuhr auf, starrte hinaus und Thränen stürzten über ihre Wangen. Deutsche Laute, deutsche Herzen — keine eisige, grausame Fremde mehr, die das Herz erstarren macht, — Heimat! Heimat!!

Schluchzen erschütterte sie, das Eis, die Erstarrung waren gebrochen. Untaushaltbar, wie aus getauten Quellen, flutete es aus ihren Augen, ihre Seele hegte und weinte, und doch floß ein unendliches Glücksgefühl in diesen tiefen, erlösenden Schmerz. Erwacht war das erstarrte Bewußtsein, sie konnte wieder fühlen, denken, — der furchtbare Bann, der die Seele nach den Ereignissen der letzten Wochen niedergehalten hatte, war genommen, — sie war gerettet! —

Gerettet zum Leben sein, wenn man der Verzweiflung so nahe gewesen ist — Nettchen faltete die Hände, ein immer wieder heißes Schluchzen erschütterte sie. Die Erinnerungen kamen, tauchten auf in ihr, eine nach der anderen, sie sah wieder die Mietskammer auf Montmartre und ihr ödes, fremdes Heim, sah den kleinen Grabstein mit der winzigen Tafel, und sie hob den Blick zum Himmel und sagte: „Gott, Du hast es wohl gemacht!“

Fremde Frauen stiegen ein, sie sprachen die junge Frau in Trauerkleidern an, und sie antwortete mit einer dankbaren, erschütterten Stimme. Freundliche, teilnehmende Worte drängten zu ihr hin, wie streichelnde Hände, sie fühlte Mitleid und Güte, man reichte ihr Wein und fragte sie nach ihrer Weiterreise.

„Berlin, — dort habe ich Angehörige!“ Und bei dem Gedanken, daß sie dem allen so nahe sei, den Menschen, die sie einst liebten, die sie verlassen hatte, zuckte Sehnsucht durch ihr Herz, leidenschaftliches Verlangen, vor sie hinzukreten, sich niederzuwerfen und um Verzeihung zu flehen. „Nur noch vierzehn Stunden,“ sagte eine der Frauen, „dann sind Sie dort!“ Nettchen wiederholte das Wort wie etwas Unfaßbares. Vierzehn Stunden! Konnten die je zu Ende gehen? Auf der Hinreise nach Paris — damals — in jener fernen, jetzt so weit liegenden Zeit, waren ihr die Stunden verfliegen wie Minuten, Sehnsucht nach dem fremden Lande hatten sie gekürzt — jetzt schlichen sie hin gleich Jahren, und das Ziel, Berlin, die Heimat, schien ferner zu rücken mit jeder Station, die der Zug erreichte, die immer noch Meilen und Meilen zwischen sie und den Ort der Sehnsucht drängte. —

Schöner, sonniger Sommernachmittag lachte über der Spreestadt, als Nettchen den Kölner Zug verließ, und sich dem Ausgang des Bahnhofes zuwandte.

Ihr Herz klopfte in wilden Schlägen, sie hätte aufjauchzen, die Arme öffnen und die Heimat, die teure, geliebte Heimat, an ihre Brust pressen mögen.

Alle Menschen schienen ihr schön und liebenswert, und die ganze Stadt in himmlische Farbe getaucht! Heimatsjubiläum, sondergleichen erfüllte sie, ein Gefühl der Geborgenheit, — sie hätte sich mögen auf einen Stein vor fremder Hausthür setzen, und dort sorglos ruhen, erfüllt von dem Bewußtsein d a h e i m zu sein, bei Menschen, die ihre Sprache verstanden. —

Es war staubig und warm in der Friedrichstraße, aber Nettchen atmete beim Verlassen der Bahnhofshalle die Luft mit vollen, durstigen Lügen ein. Alles was um sie herum vorging, das Gehen, Gehen, Rufen, Schreien erfüllte sie mit Spannung, die Eis- und Früchteverkäufer, die Blumenmädchen, Zeitungsmänner und Zettelträger zogen ihre Augen immer wieder magnetisch an, während sie sich jetzt durch das Gewühl schob, den Linden zu.

Der Omnibus brachte sie hinaus nach Moabit. Das war der Stadtteil, in dem sie ihre Jugend zugebracht hatte, vom großen, mächtigen Berlin erst ihre w a h r e Heimat, und sie fühlte ihr Herz bei jedem bekannten Ladenschilde, jeder vertrauten Straßenecke erbeben. Einst, als sie von den Thoren fortzog, um „Stub' und Küch“ zu suchen, war sie kalt von dem allen geschieden — damals mußte sie noch nicht was Scheiden und Meiden heißt. Eine wie andere war sie geworden! — Ein ganzes Menschenleben schien ihr zwischen heut und den Jugendjahren zu liegen; und dennoch — sie rechnete fieberhaft nach, — noch keine acht Jahr waren her. Mit sechzehn war sie damals in das Zentrum hinausgezogen, in die kleine Hofwohnung, in der Paul sie vergebens suchte. Erinnerung an Erinnerung stieg nun in ihr auf. Dort, weit drüben im Süden, lag die Hasenheide, in der sie damals in ihrem Throter Röschchen am Schießstande fungiert hatte, geschäftig und übermütig im ganzen Glanze ihrer gesunden Jugend, — „mal schießen, mein Herr?“ hörte sie sich im Geiste rufen, und ein Lächeln flog über ihr verhärmtes Gesicht. O goldene, mutige Jugend! Jetzt war sie



kaum fünfundzwanzig Jahr — noch jung — und dennoch innerlich wie müde, wie hoffnungslos und getäuscht. —

Mit hastiger Eile verließ sie das rumpelnde Gefährt, als von weitem die Straßenecke sichtbar wurde, die ihr Ziel war. Alte, gute, freundliche Straße, unverändert und doch wieder neu, mit eleganten Häusern, die sich an die bescheidenen Mietskasernen älterer Herkunft angeschlossen; neue Ladenschilder, andere Gesichter — von den Kindern, die vor den Thüren spielten, nicht ein einziges bekannt!

Jetzt trat das Wohnhaus, in dem Nettchen ihre Jugend verlebte hatte, aus der schräggehenden Seite hervor, — lauter klopfte Nettchens Herz, sie lief wie gejagt dem Eingange zu, die Treppen hinan.

Erst als sie die Klingel zog, sah sie das fremde Schild, und ihre Hand sank herab. Wie hatte sie auch glauben können! Sechs Jahre waren verauflacht, seit sie davon gegangen war, und sie hatte geglaubt alles wie einst finden zu müssen! Ein fremder Name stand auf dem Schilde. Eine fremde Frau öffnete die Thür. Als Nettchen ihre Frage hervorstottert hatte, schüttelte die Fremde den Kopf. Brinkmann? Sie kannte den Namen nicht. Sie wohnte seit zwei Jahren in dem Hause. Vorher hatte ein Postassistent Meißner die Wohnung inne gehabt.

„Wo der Wirt wohne, bei dem man sich erkundigen könne?“ fragte Nettchen tonlos. Die Enttäuschung hatte sie unvermutet getroffen.

Man bezeichnete ihr die Wohnung des Wirtes, in derselben Straße. Aber auch dieser wußte nichts. Es war nicht mehr der alte Hauswirt, dem Nettchen seiner Zeit so manches Hütnchen zu pflücken gegeben hatte; ein junger, eiliger Geschäftsmann, der nicht viel Zeit für die nutzlose Frage hatte. Brinkmann, — kannte er einfach nicht. Er hatte das Haus seit zwei Jahren übernommen. Sein Onkel, der alte Seifenieder Blaschke, dem es vordem gehört hatte, war seit drei Jahren tot.

„Drei Jahre, zwei Jahre, zweieinhalbes Jahr,“ — die Worte schwirrten Nettchen im Kopfe — es klang so abweisend, entmutigend, jetzt erst fühlte sie die Bedeutung dieser Worte. Jahre hatte sie sich um die Thren nicht gekümmert, und nun, nachdem das Schicksal sie auf die alte Scholle zurückgetrieben, verlangte sie, alle wiederzufinden wie einst. —

Die Mutter und die Großmutter — sie würden vielleicht gestorben sein, Paul verheiratet, vielleicht mit Johanne, vielleicht mit einer anderen. — Man hatte sie vergessen, wie man die Undankbaren vergißt, die, welche sich niemals Liebe errangen, — und sie würde vielleicht als eine Ungebetene an die Thüren der Thren klopfen.

Aber keine Bitterkeit empfand ihr Herz bei diesem Gedanken, sie fühlte nur die tiefe Gerechtigkeit. „So mußte es mir gehen, — ich habe mich selbst so gebettet,“ sagte sie sich. Und still ging sie den Weg zurück, der belebten Stadt wieder zu.

In einem Hospiz für heimatlose Frauen, dessen Schild sie trostberühmend vor sich aufleuchten sah, verbrachte sie die Nacht. Am anderen Morgen war sie schon zeitig auf, und trotz der entmutigenden Gedanken vom vergangenen Abend durchheulte sie die Stadt, durchstöberte sie die Adreßbücher, um Brinkmanns zu finden.

Es gelang ihr nicht. Kein Adreßbuch wies Pauls Namen oder den seiner Mutter auf. Sie mußten verzogen sein, — in einem der Vororte wohnen, oder den Wanderstab in die Fremde hinausgesetzt haben.

Nettchen konnte es nicht fassen. Immer und immer wieder versenkte sie sich in die ungeheuren, schwarzen Bücher, grübelte, und suchte sie.

Als es abend wurde, begann sie Angst zu überfallen. Sie nahm ihr Täschchen, zahlte in der Konditorei, wo sie mit einer Tasse Kaffee und Semmel ihren Hunger gestillt hatte, und trat auf die Straße hinaus.

Obdachlos und ohne Geld! In das Hospiz mit seiner behag-

lichen Wohlstandigkeit, unter die ruhigen, geborgenen Frauen, Lehrerinnen, Pastors- und Beamtenwitwen, die alle ihr gutes Scherflein für das ihnen gewährte Logis bezahlten, würde sie nicht zurückkehren. —

Nein, schrecklich war es gewesen unter den bohemiens von Montmartre, aber schrecklicher noch wars in dieser strengen, kalten Wohlstandigkeit, wo man sie, die hergelaufene Fremde, mit tadelnden Blicken betrachtete hatte.

Ihr alter Stolz häumte sich in ihr auf. Bettelnd wollte sie vor diese Schwelle nicht kommen.

Gott würde sie nicht verlassen. Sie hatte so viel Schwereres ertragen, sie würde auch eine Nacht unter Gottes freiem Himmel durchmachen können. — Und eine fast freudige Stimmung bemächtigte sich ihrer, während sie sich langsam durch den Strom der hastenden Menschen drängte.

Sie war ja frei! Frei war sie, bei aller Ratlosigkeit und Not, die furchtbare Kette, die ihr Leben die letzten Jahre zu Boden gedrückt hatte, war von ihr genommen. Ruhig durfte sie wieder unter den Menschen wandeln, von keiner gärenden Bitterkeit, keinem Haß erfüllt. Das Band, das sie an Jeremie geknüpft hatte, war zerschnitten für immer, — die unselige Leidenschaft, die sie so elend gemacht hatte, aus dem Herzen gerissen.

Und sie fühlte, das Leben, an dem sie so verzweifelt hatte, gehörte wieder ihr! Mit der Genesung waren Hoffnung, Lebenskraft und Liebe zum Dasein zurückgekehrt. Ja, sie liebte wieder das Leben, und während sie obdachlos durch die Straßen eilte, freute sie sich über ihre Rettung. —

Alle Häuser waren längst geschlossen, die Thorwege verarmelt, die Passanten wurden einzelner, als Nettchen in der Schöneberger Vorstadt landete. Die glänzende Potsdamer Straße war sie entlang gewandert, immer entlang, und sah sich nun plötzlich in einer Gegend, die fast dem Dorfe ähnelte. Die stille Pfarrkirche, die hinter großen Oekonomiehöfen versteckten reichen Bauernhäuser, Vorgärten und Wiesenenden konnten die Illusion wohl ausreichend erhalten. Aber zwischen die giebeligen Häuser schoben sich dann und wann noch immer riesige Mietskasernen, häßliche, hohe, kahle Gebäude, an denen der Blick freudlos abgleiten mußte. Alles noch Berlin, — Großstadt bis hier hinaus aufs freie Feld, auf dem gemäß das im dünnen Sandboden kraftlos emporgeschossene Wiesen-

gras lag.

Noch ein Stück weiter hinaus aber, und freies Land mußte endlich beginnen. Zimmer lückenhafter wurde die Straße, jetzt kamen Gärtnereien, vereinzelte Schuppen, einsames Gemüseland. —

Hier war es, wo sich Unterkunft finden lassen mußte. Weiter hinaus zu wandern auf der nächtigen, einsamen Chaussee, das schien Nettchen nun nicht mehr verlockend. In einem der offenen Schuppen konnte sie sich verbergen.

Sie verließ die Chaussee, sprang über den Grabenrand und schlüpfte über niedrig geschnittenes Buschwerk ins fremde Terrain. Ein Stück verwildeter Garten, mehr Wiese, mit Gurkenstauden, Kürbispflanzen, allerlei Küchenpflanzen überwuchert. Holzsteile und Bretter lagen umher, und drückten an einzelnen Stellen das Gras zu platter Ebenheit nieder.

Nettchen trat in den offenen Schuppen, in welchem ein grauer Bretterwagen, ein paar alte Hühnerkörbe und einige zerbrochene Taubenhäuser neben anderem Gerümpel der öffentlichen Benutzung anheim gestellt zu sein schienen. Sie ließ sich auf einen Stapel Brennholz nieder und blickte vor sich aus. Schlafen würde sie hier nicht können. Aber sie suchte auch keinen Schlaf, ihre Seele war voll von Bildern und Träumen, und fast war es ihr, als sei sie für diese Nacht noch einmal das alte Nettchen, das hinausströmte in die weite, unbekannte Welt, die so viel Wunder bringen mußte.

In diesen hohen Sommermonaten wurde es zeitig Morgen, und ehe die Schöneberger Kirchenguhr die vierte Stunde schlug, würde sie schon wieder auf den Beinen sein.

(Fortsetzung folgt.)

### ✻ Allerlei. ✻

**Eine sonderbare Sitte.** Die Tonkinesen und die Siamesen färben ihre Zähne schwarz, weil sie das für eine Schönheit halten, während weiße Zähne ihnen für Zeichen der Geschmacklosigkeit und der Nachlässigkeit gelten. Wenn Knaben und Mädchen zwölf Jahre alt sind, wird die Operation vorgenommen, die etwa drei Tage dauert. Sie besteht in Weizen. Während der Zeit darf keine Nahrung zu sich genommen werden, da die Gesundheit durch ein Verschlucken von Weizen gefährdet werden würde. Hoch und niedrig, arm und reich unterwerfen sich dem, indem sie sagen: „Wir sind keine Hunde und Elefanten, die weiße Zähne haben!“

**Landwirtschaftliche Riesemaschinen in Kalifornien.** Im San Joaquinthal, wo im Spätkommer kein bodenaufweichender Regen fällt und wo ein völlig ebener Grund unabsehbar sich hinzieht, sind in den Riesengütern Erntemaschinen im Gebrauch, die selbst den Durchschnittsamerikaner überraschen. Es giebt zwei Arten der kombinierten Mäh- und Dreschmaschinen, die kleineren, die von 24 bis 40 Pferden, sechs in einer Reihe, gezogen werden, und die größeren, vor die eine Lokomotive

gespannt ist, die 60 Pferdekraftige Zugkraft hat. Ein solches Ungetüm hat dann eine von der Lokomotive unabhängige Dampfmaschine von 30 Pferdekraften, ist 18 Meter lang und 9 Meter breit und wird von der Zugmaschine mit 5 Kilometer Stundengeschwindigkeit durch das Feld geschleift; die Maschine leistet täglich 10 Hektar; der Schwaden, den sie schneidet, ist 12 Meter breit, die Aehren werden, während gemäht wird, über einen 1,2 Meter breiten Treibriemen geführt, und das Stroh in einen begleitenden Wagen geworfen, der, nachdem er gefüllt, gekippt wird. Die Aehren werden, immer auf der Fahrt, entkörnt, gereinigt, in Säcke gefüllt und die Säcke zugenäht; sind 12 Säcke voll — sie enthalten je 2 Bushel, etwa 67 Kilogramm —, so läßt man sie zu Boden gleiten, acht Männer sind zur Bedienung der Maschine notwendig und vier Pferde bringen fortwährend Feuerungsöl und Wasser herbei. Auf den kleinen von Pferden gezogenen Maschinen arbeiten vier bis sechs Männer, und es wird in amtlichen Schriften gesagt, daß ungefähr dreiviertel der ganzen Körnerernte Kaliforniens, 45 000 000 Bushel Weizen (Höchsterzeugnis der Jahre 1884 und 1896) und 28 000 000 Bushel Gerste (1901), mit kombinierten Mäh- und Dreschmaschinen eingebracht werden.



※ **Unsere Bilder.** ※

Die Schantung-Eisenbahn wird für die Entwicklung unserer chinesischen Kolonie von ungemeiner Wichtigkeit sich gestalten und einen sehr erheblichen Teil des Landes aufschließen und der deutschen Kultur nutzbar machen. Schon im März 1898 kam ein Vertrag zwischen Deutschland und China zu stande, der ein Eisenbahnetz von 1000 bis 1200 Kilometer für die Provinz Schantung festsetzte, ein Netz, welche das gleichschenklige Dreieck Tjingtau—Tsinanfu—Kaumi umfaßt und demnächst von Tsinanfu nördlich bis Tientfin und südlich bis zum Jantschikang gegenüber Nanting ausgebaut werden soll. Am 1. Juni ist jetzt die erste Hauptstrecke eröffnet und wie die Abbildung des Bahnhofsgebäudes in Tjingtau zeigt, sind die Bahnhofsgebäude nicht nur in europäischer Art hergestellt, sondern man hat auch hübsch architektonisch wirkende Gebäude errichtet. Der Dienst der Bahn ist, abgesehen von der oberen Leitung, welcher Deutsche vorstehen, in die Hände von Chinesen gelegt, die sich unter strenger Aufsicht dort gut bewähren sollen.

※ **Gemeinnütziges.** ※

**Geschlachtete Enten und Gänse** sollen in derselben Wassertemperatur gebrüht werden wie andere Geflügelarten, aber das Wasser braucht längere Zeit, um durchzudringen und die Federn zu lösen. Es ist ratsam, die Thiere nach dem Brühen in eine wollene Decke einzuwickeln zum Zwecke des Dämpfens, sie müssen aber in diesem Zustande ziemlich lange gelassen werden. Man vermeide, Mastgänse und Mastenten zu rupfen, bevor sie abgeschlachtet sind, um die Federn zu retten, da sich die Haut dadurch sehr leicht entzündet. Es wäre dies ein großer Nachteil für den Verkauf; ferner nehme man nicht vom Kopfe die Federn, sondern lasse sie am Halse 6—10 Zentimeter lang stehen. Man versenke nicht den Körper, um einige Flaumfedern oder Haare zu beseitigen, da die von der Flamme ausgehende Hitze demselben ein öliges und häßliches Aussehen geben wird. Nachdem sie sauber gerupft sind, halte man sie in Brühwasser ungefähr zehn Sekunden und spüle sie sodann mit reinem kaltem Wasser ab. Vor dem Verpacken und Verschicken soll das Geflügel gründlich getrocknet und kalt sein, aber nicht gefroren.

**Feuchte Wohnungen.** Um zu beurteilen, ob eine nicht ganz trockene Wohnung ungesund ist, giebt es ein höchst einfaches Mittel, das jedermann mit Leichtigkeit anwenden kann. Man legt in die zu prüfende Wohnung ein bestimmtes Gewicht, etwa ein Kilo, möglichst frisch gebrannten Kalkes und verschließt Fenster und Thüren möglichst hermetisch. Nach Ablauf von 24 Stunden wiegt man den Kalk abermals und kann nach der Gewichtszunahme den Feuchtigkeitsgrad der Wohnung ermessen. Beträgt dieselbe 100 Prozent oder darüber, so muß die Wohnung als gesundheits-schädlich angesehen werden.

**Gegen Schuppen der Kopfhaut** hat sich die Anwendung einer fünfprozentigen Verdünnung von Kreolin in Regenwasser, womit der Kopf wöchentlich dreimal zu waschen ist, am besten bewährt. Nachdem der Kopf gründlich gewaschen ist, lasse man das Wasser nach und nach verdampfen, damit dasselbe nachhaltiger auf die Haut einwirken kann. Der Kreolingeruch läßt sich alsdann durch Anwendung wohlriechenden Oeles verdecken. Ein nachteiliger Einfluß auf Kopfhaut und Haare ist ausgeschlossen.

※ **Nachtisch.** ※

1. **Rösselsprung.**

	ziehen	denkst	zu	so	schlum	ro	
an	land	von	farb	bei	an	viel	meru
durch	du	an	dich	land	sen	balb	ein
und	mich	nes	gehu	denk	ner	un	ge
licht	ten	un	test	wie	lie	ten	hand
ser	mösch	fo	ich	balb	ter	trennt	be
wel	ist	ten	bei	du	ten	durch	wel
doch	bei	ich	sel	zel	um	bies	fo
ten	de	ziel	ver	de	dicht	de	ten
der	möcht	wel	bei	bei	gel	fließt	ge

2. **Aufgabe.**

A. an b i c k e d e g e l e r e r e r f u h a i w l a l e l l n a o p r t h u r  
B. a a c c e e e e h i i l o o p r r r s t.

Aus den Buchstabenpaaren unter A. bilde man zehn vier-lautige Wörter von folgender Bedeutung: 1. Stadt am Inn, 2. Gattung der Ringelwürmer, 3. Vorname, 4. Musikstück, 5. Fluß in Asien, 6. Fluß in der Schweiz, 7. ölige Auflösung von Harzen, 8. Getränk, 9. flache Stelle in einem Fluß, 10. Fluß im Gebiete der Weser. — Vor die gefundenen Wörter setze man je zwei der Buchstaben unter B, so daß zehn neue Worte entstehen, deren Anfangsbuchstaben eine Giftpflanze nennen.

3. **Rätsel.**

Der Liebsten eins muß mir gehören,  
Drei bleiben bis in Ewigkeit;  
Wer so zwei-Drei, sie mir zu wehren,  
Der ist mein Feind für alle Zeit.

Hier hört mein Dulden auf; ertragen  
Kann ich sonst Unbill mancherlei,  
Doch wollt hier einer etwas wagen,  
Ich würde mit ihm Eins-Zwei-Drei.

**Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.**

1. Der Altreichskanzler befindet sich am Fuße der Säule, der Kopf wird von drei Touristen gebildet.
2. Schiefer, Schleiter.

※ **Lustiges.** ※

Optimistisch.



Alte Jungfer (die an der Straßenecke mit einem Herrn zusammenprallt): „Soll das ein Heiratsantrag sein?“

**Talentvoll.**

Kunde: „Scheint ein aufgeweckter Junge zu sein, Ihr neuer Lehrling!“

Weinhändler: „Na, ich sag Ihnen, er ist erst drei Monat bei mir . . . aber der Bengel macht schon einen bessern Rotwein wie ich!“

**Tanzstunde.**

Madame (unbermutet nach Hause kommend): „Da hört doch alles auf — die Köchin mit zwei Liebhabern in meinem Salon!“

Köchin (entriistet): „Mitte sehr, Madame — der eine ist nur Tanzlehrer!“

**Gräßlich.**

Lude: „Na, Ede, wat haste jekriegt von den Verein for de Arbeitslosen?“

Ede: „Nischt! Blos Arbeit!“

**Der Amateur.**

Herr (zum Gerichtsvollzieher, der bei ihm pfändet): „Bitte, einen Augenblick, ich will blos meinen Apparat holen, um Sie dabei zu photographieren!“

**Entgegenkommend.**

Hausherr: „Warum wollen Sie denn nun eigentlich ausziehen?“

Mieter (achselzuckend): „Einen bestimmten Grund habe ich nicht; ich möchte mich nur 'mal verändern!“

Hausherr: „Na, da könnt ich Sie ja einfach a bißl steigern!“

**Politik in der Küche.**

Hausfrau: „Wie, ich soll in der Küche nichts zu suchen haben?“

Köchin: „Nein, Madam! Ich habe nämlich auch so eine Art Monroe-Doktrin, nämlich: Die Küche der Köchin!“

**In den Flitterwochen.**

„Du süßes Marthchen, Du hast so einen kleinen Mund, daß ich von einem Kuß zu wenig habe!“

**Zärtliche Sorge.**

Bauer (in der Apotheke): „Schmeinen Sie mer aner ja genau druff, was für de Kuh un was für de Frau is, Herr Provifer, daß mer de Kuh net am End de verkehrte Arznei bekommt!“